

„Schreiben Sie für Franz Josef Strauß oder für uns?“

Thomas Böttger

Es mag 1982/83 gewesen sein. Ein Berliner Komponisten-Kollege erwähnte mir gegenüber beiläufig, daß die Möglichkeit bestünde, sich beim Berliner Komponisten-Verband (Teil des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR) um ein Auftragswerk zu bewerben. Es gehe um ein Klavierstück. Und da ich ja auch Pianist sei Ich fand sogleich Interesse an dieser Möglichkeit und machte mich wenige Tage später auf den Weg ins Büro von Heinz Weitzendorf, der damals im Berliner Komponistenverband eine wichtige Rolle gespielt hat.

Ich kannte Heinz Weitzendorf seit Mitte der 1970er Jahre und sah ihn dann ab 1978 öfter bei verschiedenen Gelegenheiten, zum Beispiel bei Komponisten-Versammlungen oder Konzerten mit neuer Musik. 1978 hatte ich einen Hanns-Eisler-Preis erhalten – zusammen mit dem von mir sehr geschätzten Kollegen Paul-Heinz Dittrich, und ich machte vermehrt die ersten Schritte als Komponist in der Öffentlichkeit.

In jenen Jahren erlebte ich Heinz Weitzendorf als – mir gegenüber – wohlwollenden und freundlichen Kollegen. An seiner ideologischen Ausrichtung schien allerdings keinerlei Zweifel zu bestehen: An seiner Treue zu den „marxistisch-leninistischen“ Theorien und zum SED-Staat. Aber ich mußte ohnehin immer vorsichtig sein und seit meiner Kindheit meine Abscheu und meine Wut, ja meine Verzweiflung über das SED-Regime möglichst vollkommen verbergen. Spätestens seit meinem 12. Lebensjahr wollte ich die DDR verlassen, sehnte mich ständig danach die ganze Welt zu sehen und der ständigen Propaganda und Gängelung entfliehen zu können.

Ich mußte immer damit rechnen, daß meine Lehrer, die Kulturbürokratie und manche Kollegen darüber Bescheid wußten, daß meine Eltern in den 1960er Jahren zwei bzw. zweieinhalb Jahre im Gefängnis gewesen waren: Mein Vater saß hauptsächlich in Bautzen als politischer Häftling ein, meine Mutter im berühmten Frauengefängnis Hoheneck. Die Stasi hatte sie dort zusammen mit einer verurteilten Mörderin in eine Zelle sperren lassen.

1964 kamen sie raus – zuerst meine Mutter. Beide waren in mancher Hinsicht stark verändert, nicht nur äußerlich. Sie hatten eine Hölle erlebt. Immer wieder sagten sie meiner Schwester Sabine und mir, wie wir uns sicherheitshalber in der Schule zu verhalten hätten. Besonders wichtig: sich niemals offen negativ über die Politik der SED, über die Gesellschaftsordnung und alle verwandten Themen zu äußern. Ich wußte nicht, ob zum Beispiel Heinz Weitzendorf über meine Familiengeschichte unterrichtet war. Auch Anfang der 1980er Jahre wäre es für mich und meine Familie gefährlich gewesen, offen zu sprechen.

Da stand ich nun also in Weitzendorfs Büro. Er ließ mich diesmal stehen, saß selbst bequem an seinem Arbeitstisch, wenngleich nervös.

Ich erklärte ihm kurz mein Anliegen, und er bestätigte die Möglichkeit einer eventuellen Auftragsvergabe. Aber:

„Haben Sie schon einen Konspekt gemacht?“

In der DDR bedeutete „Konspekt“, daß man so etwas wie „Stichpunkte“, Notizen (zum Beispiel Inhaltsangaben) aufschrieb. Sagen wir, wie eine Skizze. Natürlich wußte ich, was er meinte, fragte trotzdem:

„Was für einen Konspekt? Verstehe ich nicht.“

„Na, über das Klavierstück.“

„Ich kann doch erst über das Stück etwas aussagen, wenn ich mit der Arbeit begonnen habe“, versuchte ich zu argumentieren.

„Wir wollen wissen: Für wen schreiben Sie das? Für Franz Josef Strauß oder für uns?“

Trotz dieser Lächerlichkeit war ich erstarrt, fühlte mich gedemütigt, überrumpelt, versuchte daraus einen „Witz“ zu machen, sagte: „Na, für Franz Josef Strauß nu nicht gerade...“.

Es sah wahrscheinlich so aus, als würde ich angespannt „lächeln“. Er „lachte“ mit den Schultern – aber nicht gut gelaunt. Da ahnte ich schon, daß ich keine Chance mehr auf den Auftrag hatte. Das bestätigte sich dann auch. Was noch niemand ahnen konnte:

Der ehemalige bayerische Ministerpräsident Strauß sollte wenige Jahre später allerdings in der DDR-Geschichte eine nicht ganz unwichtige Rolle spielen. Und auch in unserer Familiengeschichte.

Die zumeist plumpe, offene politische Indoktrination erlebte ich – wie so viele ehemalige DDR-Bürger – bereits in den ersten Klassen der „Polytechnischen Oberschulen“ in Schwerin und Neustrelitz (Mecklenburg-Vorpommern) und dann auch in der „Spezialschule für Musik“, die zur Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ in Berlin gehörte. Hier konnten musikalisch besonders begabte Kinder ab dem zwölften Lebensjahr bis zur Aufnahme in die Musikhochschule studieren.

Ich weiß noch, wie es mich anwiderte, im blauen FDJ-Hemd bei Klavier-Vorspielen agieren zu müssen. In meinem letzten Schuljahr dort (1974/75) spielte ich nur noch im weißen Hemd – mußte mir aber jeweils neue Entschuldigungen dafür ausdenken. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen, die große klassische Musik (und auch jegliche andere Musik) spielen und dabei das FDJ-Blau um meine Unterarme an der Tastatur sehen zu müssen.

Im „Staatsbürgerkunde“-Unterricht oder in den sogenannten „Klassenstunden“ konnten die „ideologischen Eiertänze“ schon mal fast unglaubliche Kapriolen schlagen: Unsere Klassenlehrerin, Frau Dietrich, behauptete zum Beispiel allen Ernstes, die Interpreten der klassischen Musik, die im Sozialismus lebten oder wenigstens eine „sozialistische Weltanschauung“ hätten, seien die besseren Musiker. Die kapitalistischen kämen da nicht mit – qualitativ. Denn sie müßten ja in einer rückständigen Gesellschaftsordnung der Vergangenheit leben.

Zunächst war ich ob dieser Absurdität sprachlos. Dann meldete ich mich, um – natürlich sicherheitshalber in Frageform – vorzubringen, daß ich das nicht verstehen könne. Denn die berühmten sowjetischen Künstler Swjatoslaw Richter, Emil Gilels oder David Oistrach seien zwar wundervolle Interpreten, aber wenn man an die großen Genies wie Bach, Mozart oder Beethoven denke – die hätten ja sogar im Feudalismus (mit frühkapitalistischen Elementen) gelebt und seien bis heute für alle Musiker Maßstab geblieben.

Jetzt war Frau Dietrich zunächst sprachlos, versuchte nach ein paar Schocksekunden aber einen ideologischen Eiertanz erster Güte zu bewerkstelligen – dabei hilflos lächelnd. Sie begann in etwa mit „so einfach“ sei das nicht, usw. Da tat sie mir fast leid.

Manchmal brauchte man einfach ein Ventil. Allerdings mußte man schon genau wissen, wie weit man mit seinen Witzen (natürlich fast nur im privaten Rahmen), „Eulenspiegeleien“ und „Schwejkjaden“ gehen konnte. Besonders bei meinem familiären Hintergrund.

Solch kleine „Schwejkjaden“ leistete ich mir um das Jahr 1974. Zu jener Zeit war in der Spezialschule beschlossen worden, daß jeder von uns früh zur „Klassenstunde“ eine *Junge Welt*-Zeitung auf dem Tisch vorzufinden hätte, die man dann genau studieren müsse, um die „richtigen“ Fragen an die Lehrerin stellen zu können. Fragen nach der „Überlegenheit des Sozialismus“, der „sozialistischen ökonomischen Integration“ und was da wieder so alles an politischen Themenkomplexen auf uns wartete.

Aber: was zuviel war, war zuviel! Zwei bis drei Mitschüler zerrissen oft die Zeitung gleich und warfen sie (die Klassenlehrerin war noch nicht im Raum) achtlos oder mit gespielter Wut in den Papierkorb. Das traute ich mich damals nicht. Eines Tages kam mir eine Idee.

Beim gelangweilten Überfliegen der Schlagzeilen auf Seite eins fand ich doch tatsächlich eine „Steilvorlage“. Dort stand in etwa: „Seit Anfang der 60er Jahre hat sich in Kuba die Eierproduktion verachtfacht.“ Nachdem Frau Dietrich dann wie üblich zu Fragen aufgefordert hatte, herrschte wie üblich längeres eisiges Schweigen. Davon erlöste ich sie, indem ich mich meldete. Geradezu glücklich sagte sie: „Ja – Thomas!“ Plötzlich überkam mich doch ein mulmiges Gefühl, aber ich hatte es mir doch vorgenommen: „Ich hab‘ gelesen, daß sich in Kuba seit der Revolution bis heute die Eierproduktion verachtfacht hat.“ Brüllendes Gelächter in der Klasse. Frau Dietrich: „Ja – aber ... das kann man doch nicht ... Dazu muß man doch noch etwas sagen!“ „Noch was sagen? Ach – sie meinen: Steigerung der Arbeitsproduktivität und so weiter.“ Das brüllende Gelächter schwoll noch mehr an. Frau Dietrich überlegte offenbar, was jetzt besser sei: zu schreien oder quasi verzeihend-wohlwollend zu lächeln, zu deeskalieren und ihre – scheinbare – Autorität wieder herzustellen. Glücklicherweise entschied sie sich für letzteres.

Auch in meiner Hochschulzeit ab 1975 begegnete mir derlei Holzhammer-Propaganda auf Schritt und Tritt. Besonders in den Fächern Philosophie, Kulturpolitik und „Wissenschaftlicher Kommunismus“. Ein unvergeßlicher Augenblick war, als ein Lehrer im Fach „Wissenschaftlicher Kommunismus“ in der Aula der Hochschule einen quälend langweiligen Vortrag hielt (er allerdings war vom Thema und von sich begeistert), in dem es um den „Freiheitsbegriff“ aus marxistischer Sicht ging. Kommentarlos guckten einige Studenten – unter ihnen auch ich – nach rechts aus dem Fenster. Man konnte deutlich in die Grenzanlagen des „antifaschistischen Schutzwalls“ sehen: Die Wachtürme, die verschiedenen „Sicherheitsstreifen“, Stacheldraht, NVA-Autos ... Plötzlich sagte ein langhaariger Tanzmusik-Student: „Is ja alles ganz schön und gut, was sie uns über Freiheit erzählen. Aber gucken Sie doch mal: Warum sind die Grenzanlagen gegen unsere Seite gerichtet?“ Eine fast schon todesmutige Äußerung - war der Lehrer doch politisch absolut zuverlässig auf SED-Kurs. Vielleicht sogar fanatisch. Jetzt begann ein wüstes Geschrei und Gegifte. Wäre die Situation nicht so ernst und durchaus gefährlich gewesen, hätte ich mich gern amüsiert. Das sei doch wohl „un glaublich“, schrie der Lehrer. „Das an einer sozialistischen Musikhochschule!“

Ein paar Monate später während eines Vortrags im Saal 301 der Hochschule – ein NVA-Offizier erklärte gerade „die Flugzeugtypen des Feindes“ usw. (wir nannten das „Rotlichtbestrahlung“) – meldete sich der gleiche Student und sagte herausfordernd: „Nun kommen‘ se mal endlich zur Sache.“ Der Offizier erstarrte kurz. Das darauf folgende

Geschrei im Kasernenhof-Ton läßt sich schwer beschreiben. Kurz: Er rannte raus, derweil die Studentinnen über ihn lachten, was alles nur noch verschlimmerte. Er holte den Rektor Dieter Zechlin, den Prorektor, den „Parteisekretär“ und andere. Jetzt wurde es schnell ernst. Der ausgelassene Tumult ging fast bruchlos in Besorgnis über. Jedenfalls lachte niemand mehr. Drohende Stimmen „belehrt“ uns. Das sei einer „sozialistischen Musikhochschule unwürdig“, hätte „Konsequenzen“. Ein kleines Wunder eigentlich, daß der aufrührerisch lästernde Tanzmusik-Student meiner Erinnerung nach „nur“ ein Disziplinarverfahren erhielt und nicht postwendend exmatrikuliert wurde.

Wenige Monate, bevor ich im Oktober 1978 den „Hanns-Eisler-Preis“ von Radio DDR für mein „Concertino für Oboe und Streicher“ erhalten sollte, stand ich am Eingang der Musikhochschule in Berlin und sprach gerade mit dem Pförtner. „Offiziell“ durfte ich die gute Nachricht noch nicht wissen, aber meine Lehrerin, Prof. Ruth Zechlin, hatte sie mir insgeheim schon mitgeteilt. Als der „Parteisekretär“ in die Hochschule kam, ging er zunächst an mir vorbei, drehte sich aber noch einmal um und sagte grinsend (das war besonders schön, weil er durch seine Gesichtszüge und seine Barttracht dem früheren SED-Chef Walter Ulbricht nicht unähnlich sah): „Hab‘ gehört, daß mit Ihnen bald etwas ganz Positives passiert.“ Er meinte sicherlich den Eisler-Preis, wovon ich ja noch nichts wissen durfte. Als ich meine Reaktion noch überlegte, setzte er gleich nach: „Auf solche wie Sie geben wir besonders acht.“ Mein erster Gedanke war, daß das ein Kompliment sein könnte, das auf eine besondere Förderung meiner Begabung hinweisen sollte. Aber sofort darauf erwog ich eine andere Interpretation seiner Bemerkung: Bestimmt weiß er von der Stasi-Haft meiner Eltern – natürlich beobachten sie mich und meine Entwicklung mit Argusaugen. Wieder einmal war ich alarmiert, immer so neutral und unauffällig wie möglich zu erscheinen. Ich wußte doch, daß fast alle logen und Theater spielten und dachte: „Wartet nur – meine Zeit wird noch kommen.“

Gerade aufgrund der Gefährdung unserer Familie (hinzu kam, daß meine Mutter nach der Scheidung unserer Eltern 1975 einen Hamburger Unternehmer kennen und lieben gelernt hatte, der uns wöchentlich besuchte) war ich entschlossen, meinen musikalischen Weg ohne „Partei“, ohne Stasi, ohne Anbiederung an die Macht zu gehen. Das allerdings blieb nicht immer ganz einfach. Zwar wurde ich nie aufgefordert, in die SED einzutreten – was erstaunlicherweise einer Reihe von Studenten mit schlechteren als meinen Leistungen geschah – aber ab und an wurde mir von der „GOL“ (Grundorganisations-Leitung) der FDJ und SED-nahen Lehrkräften zu verstehen gegeben, daß „gesellschaftliche Arbeit“ wichtig sei. Man wolle ja keine „Fachidioten“ ausbilden, sondern bräuchte „sozialistische Künstlerpersönlichkeiten“.

Was hatte ich meiner Mutter mit Beginn der ersten Klasse 1964 in Schwerin versprechen müssen? Nach der Zeit als politischer Häftling hatte sie natürlich Angst um die Zukunft ihrer Kinder. „Versprich mir, daß du immer sehr gut lernst, immer sehr gute Noten hast. Das ist sehr wichtig.“ Ich versprach es und hielt mich daran. Daß unsere Eltern im Gefängnis gewesen waren, erfuhren meine Schwester Sabine und ich erst viel später – etwa 1970/71 am Abendbrottisch in Berlin. Bisher hatten wir immer geglaubt, sie seien beide ganz lange im Krankenhaus gewesen. Jene Jahre (1962–1964) hatte Sabine als Baby und kleines Mädchen im Heim und bei Pflegeeltern in Schwerin verbracht, und ich wurde von der liebevollen Schwester meiner Urgroßmutter aufgezogen, der „O-Tante“.

Unser Vater „vergatterte“ uns geradezu, niemandem über die Gefängniszeit zu erzählen. Natürlich war diese Nachricht schon wie ein Schock. Aber meine Einstellung gegenüber dieser dramatischen Mitteilung unseres Vaters war ambivalent: Einerseits fühlte ich

mich seither immer wie unter Beobachtung, andererseits war ich tatsächlich fast ein wenig stolz, daß unsere Eltern wie „Staatsfeinde“ eingestuft worden waren.

Es mag an all dem gelegen haben, daß ich eines Tages Ende der 1970er Jahre dem Druck seitens der „FDJ-Leitung“ nachgab und mich (ich glaube für ein oder zwei Jahre) in die „GOL“ wählen ließ. Allerdings tat ich dort nichts „Verwerfliches“: So oft wie möglich aus „Arbeitsgründen“ verhindert, nahm ich an ein paar Zusammenkünften teil, bei denen zum Beispiel besprochen wurde, wie man die Studenten dazu bringen könnte, ein bestimmtes „Sportabzeichen“ zu erwerben, oder wie man den anstehenden Besuch des damaligen FDJ-Chefs Egon Krenz „würdig“ vorbereiten könne. Bei jenem Besuch im Rektorzimmer war Krenz übrigens sichtlich schlecht gelaunt und einsilbig, während ein paar „GOL“-Mitglieder – unter ihnen auch ich – als Kellner und Kellnerinnen fungieren durften.

Als ich für meine Studienleistungen Ende 1978 auch noch das jedes Jahr an nur wenige DDR-Studenten verliehene „Karl-Marx-Stipendium“ erhielt und als „junger Komponist“ Schritt für Schritt an die Öffentlichkeit kommen konnte, begannen bereits die ersten Anzeichen einer versuchten Vereinnahmung meiner Person durch die SED-Kulturbürokratie. Aber damit mußten sich bekanntermaßen viele Künstler auseinandersetzen – wenn sie es denn taten.

In diesem Zusammenhang hatte ich ein einschneidendes Erlebnis: 1979 hatte ich begonnen, mein erstes Klavierkonzert zu komponieren. Meine Lehrerin Ruth Zechlin sprach eines Tages mit ihrem Ex-Mann, dem Pianisten und Hochschul-Rektor Dieter Zechlin darüber. Beide hatten sich wie zufällig in Halle vor dem Händel-Denkmal getroffen. Dieter Zechlin begann sich für meine Partitur zu interessieren und gab sie ohne mein Wissen an Heinz Rögner weiter, den damaligen Chefdirigenten des Rundfunk-Sinfonie-Orchesters Berlin. Auch Heinz Rögner war vom ersten und zweiten Satz (der dritte existierte noch nicht) meines Klavierkonzertes offenbar sehr angetan.

Das konnte ich von Dieter Zechlin erfahren, der mich in sein Rektorzimmer eingeladen hatte und mir eröffnete, er würde mein Werk gerne spielen. Man könne das im Hochschulrahmen oder in einem Konzert des Rundfunk-Sinfonie-Orchesters Berlin tun. Das hänge jetzt auch von Heinz Rögner ab. Natürlich war ich sehr glücklich, konnte es eigentlich kaum fassen. Das war *die* große Gelegenheit, erstmalig ein größeres sinfonisches Werk von mir in Gänze hören zu können. Und viel dadurch zu lernen. Allerdings wurde schnell klar, daß da schon ein Haken an der ganzen Sache sein könnte. Denn mein Stück sollte zwar in einem normalen öffentlichen Konzert im damaligen Metropol-Theater uraufgeführt werden, aber in einem für mich etwas unheimlichen Zusammenhang. Kurz: Es sollte nach dem Willen der Musiker Zechlin und Rögner und sicher auch anderer Persönlichkeiten aus Hochschul-, Rundfunk- und Ministeriumskreisen ein deutliches Zeichen gesetzt werden. Ein Zeichen der großen Zustimmung zur SED-Kulturpolitik und ein Beweis, wie sehr begabte junge Künstler im Sozialismus gefördert werden. Ich weiß noch ganz genau, wie ich befürchtete, zu irgendwelchen Zugeständnissen und öffentlichen Stellungnahmen zu dieser Kulturpolitik gedrängt zu werden, und wie ich meiner damaligen Lebensgefährtin bei einem Spaziergang in Budapest erklärte, mich auf keinen Fall darauf einlassen zu wollen. Und wenn nötig, lieber auf alles zu verzichten. Doch zunächst lief alles gut, und der Pianist – mein Rektor Dieter Zechlin – fragte mich sogar anläßlich einer Probe am Klavier bei ihm zu Hause, ob ich nicht an der „Hanns-Eisler-Hochschule“ unterrichten wolle. So lange er Rektor sei, würde das problemlos gehen. Törichterweise lehnte ich dieses ehrenvolle Angebot im Frühjahr 1981 ab, indem ich sagte, „ich möchte erst ein noch besserer Musiker werden“. Den wahren Grund konnte ich damals leider nicht angeben: Neben ein paar wirklich guten

Künstlern und Pädagogen gab es aber leider auch nicht wenige „Bonzen“ an der Musikhochschule, von der SED-Politik „überzeugte“ Lehrkräfte, die teilweise fachlich ganz inkompetent waren. Das ist keine überhebliche Äußerung – es war so. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, mit denen zusammenzuarbeiten oder in irgendeiner Weise gängelt zu werden. Prof. Zechlin sagte: „Überlegen Sie sich das gut.“ Allerdings blieb mir durch meine – ihm vermutlich unverständliche – Weigerung erspart, nach meinem Ausreiseantrag im Herbst 1983 sofort von der Hochschule geschmissen zu werden.

Im Umfeld der Uraufführung meines Klavierkonzertes im März 1981 in Berlin geschahen dann doch für mich unangenehme Dinge. In der Staatspresse erschienen Ankündigungen der Art, daß eine Reihe Künstler – unter ihnen auch ich – „zu Ehren des X. Parteitages der SED“ neue Werke zugesagt hätten. Gemeint war mein Klavierkonzert! Ein Schock! Natürlich war das Werk seit 1980 fertig und im nachhinein vom DDR-Rundfunk als „Auftragswerk“ deklariert worden. Zwar schön für mich – aber jetzt in diesen Zusammenhang gestellt ... Trotzdem alles Lüge und Unsinn war, schämte ich mich. Was würden jetzt meine Freunde und Bekannten denken? Nur zu wenigen konnte ich ja ganz offen sprechen. Sollte ich mich wehren? Ich war erst 23 Jahre alt – aber alles, meine gesamte Laufbahn wäre sofort beendet.

Das war natürlich noch nicht alles, was jetzt geschah. Dieter Zechlin gab der Rundfunk- und Fernsehzeitung *FF dabei* ein Interview, in welchem er mein Klavierkonzert ebenfalls in einen Zusammenhang mit dem „X. Parteitag der SED“ stellte. Das erfuhr ich erst beim Lesen jenes Interviews in besagter Programmzeitschrift, dem ein speziell aufgenommenes Foto von Zechlin und mir beigelegt war.

Ein interessantes Detail zu diesem Foto: Es wurde im Rektorzimmer der Hochschule aufgenommen, wo hinter dem Flügel eine Bücherwand war. Als wir uns neben den Flügel für das Foto in Position gebracht hatten und so etwas wie „Arbeits-Atmosphäre“ simulieren sollten, stoppte der einsilbige Fotograf in schwarzer Lederjacke plötzlich seinen Ansatz zum Fotografieren und sagte: „Wollen erst mal sehen, ob da nicht die falschen Bücher stehen.“ Unfaßbar. Die Bücher im Rektorzimmer könnten „die falschen“ sein und dürften dann natürlich nicht mit aufs Foto. Der Fotograf ging dann tatsächlich die Bücher an der Wand durch. Das war auch Dieter Zechlin zu viel. Er und ich machten ein paar satirische Bemerkungen zu dem Vorgang, und auch er schien sich darüber zu amüsieren. Der Fotograf schien das geflissentlich zu überhören und machte dann kommentarlos seine Fotos. Sicherheitshalber wählte er dann doch eine andere Perspektive – ohne Bücher.

Gefördert und gefordert



Freitag (17.4.) 20.45 Radio DDR II im »Radio-DDR-Musikklub«

Es ist nicht alltäglich, daß ein junger Komponist noch als Student mit dem begehrten »Hanns-Eisler-Preis« von Radio DDR ausgezeichnet wird, daß er etwas später ein Auftragswerk für den Rundfunk schreibt und daß sich der Uraufführung prominente Künstler widmen. So geschehen mit Thomas Böttger (Foto, rechts). Sein Klavierkonzert — als Beitrag des DDR-Rundfunks zum X. Parteitag der SED — wird vom Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin (RSOB) unter Leitung des Chefdirigenten Heinz Rögner nun auch per Ätherwellen zur Diskussion gestellt. Am Klavier: Prof. Dieter Zechlin (Foto, links).

Livia Neugebauer, Mitarbeiterin der Hauptabteilung Musik des Rundfunks, bat für FF DABEI den Solisten und Rektor der Hochschule für Musik »Hanns Eisler«, Prof. Dieter Zechlin, um ein Interview.



FF DABEI:

Wie kam es zu diesem Auftrag an Thomas Böttger, und warum übernahmen Sie den Solopart des Klavierkonzertes?

Prof. Zechlin:

Thomas Böttger gehört zu den begabtesten Absolventen unserer Hochschule. Als Heinz Rögner die Partitur gelesen hatte, war er davon so angetan, daß der Rundfunk die Komposition als Auftragswerk übernahm. Und da ich immer bestrebt bin, mein Repertoire durch interessante neue Werke zu erweitern, war Böttgers Klavierkonzert willkommenes Anlaß für mich, diese beispielhafte Nachwuchsförderung des Rundfunks zu unterstützen.

FF DABEI:

Die Zusammenarbeit der Hochschulen für Musik mit dem DDR-Rundfunk hat Tradition. Dafür gibt es auch an Ihrer Lehranstalt Beispiele...

Prof. Zechlin:

Unsere beiden Institutionen sind durch einen Freundschaftsvertrag miteinander verbunden, der reiche Früchte trägt. So werden z. B. unsere besten Studenten zu Laufbandproduktionen eingeladen — eine her-

vorragende Möglichkeit, den eigenen Leistungsstand kritisch überprüfen und sich auf internationale Wettbewerbe vorbereiten zu können. Manche Studenten absolvieren ihr Praktikum in Rundfunk-Klangkörpern, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Hervorragende Musiker des Rundfunk-Sinfonieorchesters Berlin sind bei uns als Lehrkräfte tätig, und einige unserer ehemaligen Absolventen zählen zu den besten Musikern der Rundfunk-Klangkörper. Besonders freuen wir uns darüber, daß nun auch Heinz Rögner seine Erfahrungen an die jungen Dirigenten weitergibt und im Zuge seiner Lehrtätigkeit Gastdirigante an unserem Hochschulorchester absolvieren wird. Für Thomas Böttger, den Meisterschüler von Prof. Ruth Zechlin, ist es eine Ehre, daß sich ein Spitzenorchester wie das RSOB für sein Klavierkonzert einsetzt.

FF DABEI:

Beeinflüßten Sie und Heinz Rögner den Komponisten während des Schaffensprozesses?

Prof. Zechlin:

Nur im Sinne einer Ermutigung und Bestätigung. Thomas Böttger ist ein

zielbewußter und bescheidener Künstler, der an sich selbst einen hohen Anspruch stellt. Er hatte genaue Vorstellungen von seinem Werk, und jede Note ist überlegt.

FF DABEI:

Stellt dieses Klavierkonzert eine dankbare Aufgabe für Sie als Pianisten dar?

Prof. Zechlin:

Ja. Der junge Komponist ist auch ein ausgezeichneter Pianist, und so ist der Klavierpart sehr virtuos und gleichzeitig reproduzierbar. Das ist beileibe nicht allen neueren Klavierkonzerten eigen.

FF DABEI:

Der DDR-Rundfunk wird das Werk vielen Bürgern unserer Republik zugänglich machen. Was erwartet die Hörer?

Prof. Zechlin:

Dieses Klavierkonzert ist unverkennbar ein Werk unseres Jahrzehnts und sucht nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Das Stück ist außerordentlich konzentriert gearbeitet — die drei Sätze sind insgesamt nur etwa 20 Minuten lang —, und die bei aller Farbigkeit der Instrumentation doch herbe Klangsprache erfordert vom Hörer

Einfühlungsvermögen und Aufnahmebereitschaft. Ich habe mich mit diesem Stück ein halbes Jahr lang auseinandergesetzt und bin der Meinung, daß es das Interesse des Publikums verdient, daß der aufmerksame Hörer durch ein nachhaltiges musikalisches Erlebnis bereichert wird.

FF DABEI:

Wie geht es weiter mit Thomas Böttger?

Prof. Zechlin:

Er absolviert zur Zeit ein Zusatzstudium an der Warschauer Musikakademie bei dem international bekannten Komponisten Tadeusz Baird und hat sich als Meisterschüler an der Akademie der Künste in Berlin beworben. Ich möchte ihn gern als Lehrer für Komposition an unsere Hochschule binden. Diese komplexen Förderungsmaßnahmen von Hochschule, Ministerium für Kultur, Komponistenverband, Rundfunk und Akademie unserer Republik sind auch ein Stück sozialistischer Kulturpolitik, und ich freue mich, gerade jetzt zum X. Parteitag der SED, meinen Beitrag dafür leisten zu können.

Foto: Gerhard Kindt

Interview mit Prof. Dieter Zechlin, 1981. In: FF dabei. Quelle: Privatarchiv des Autors.

Während einer Probe am 18. März 1981 zum bevorstehenden Konzert im Rundfunkgebäude in der Nalepastrasse in Berlin setzte sich plötzlich Klaus Richter (Hauptabteilungsleiter Musik) neben mich. Er moderierte unter anderem die Sendung „Radio-DDR-Musikkclub“. Am 17. April 1981 sollte in diesem Rahmen mein Klavierkonzert besprochen werden. Die Aufzeichnung dieses Gesprächs war für den 24. März 1981 vorgesehen. Dieter Zechlin und der Dirigent Heinz Rögner würden auch teilnehmen. Während also die Probe lief, kam Klaus Richter schnell zur Sache: Man wolle die Gesprächsrunde über mein Klavierkonzert dafür nutzen, einmal aufzuzeigen, wie die junge Generation gefördert werde, wie das mit der Kulturpolitik zusammenhänge – besonders in Vorbereitung des „X. Parteitages“. „Sie verstehen schon?“ sagte er und klopfte mir leicht auf den rechten Unterarm. „Ich verstehe Sie.“ Mehr konnte ich nicht rausbringen. Zufrieden stand er auf und ging. Ich aber konnte mich nur schwer beruhigen. Überlegte immer wieder und sagte mir, daß ich auf keinen Fall darauf eingehen würde. Das könnte natürlich Folgen haben.

24. März 1981. Die Aufzeichnung des „Radio-DDR-Musikkclubs“ begann. Eine wohlwollende, gut gelaunte Runde zunächst. Ich erhielt viel Lob, freundliche Bemerkungen und Ratschläge, war selbst aber recht angespannt in Erwartung dessen, was wohl noch kommen würde. Dann sollte ich „inhaltliche“ Angaben machen zu meiner Musik, erklären, warum die Musik am Ende gleichsam „versickert“ – angeblich. Zu einem – möglicherweise geheimen – „Programm“ hinter der Musik Stellung nehmen. Herr Rögner sprang mir bei und verteidigte meine Verweigerung. Dann kam die Wendung. In einem Dialog zwischen Klaus Richter und Dieter Zechlin fielen plötzlich Formulierungen, Schlüsselbegriffe wie „sicheres Fundament“ (auf dem ich als junger Komponist stünde) und „Gelöstheit, Wege zu gehen“.

„Gelöstheit“? Wenn die wüßten ... Klaus Richter sagte gut gelaunt: „Thomas Böttger, nu sind *Sie* dran!“ Schnell versuchte ich, das Gespräch in eine andere Richtung zu drehen: „Ich möchte erstmal noch was sagen zu einem sogenannten ‚Programm‘ ... Es gibt natürlich während der Arbeit ... zum Beispiel bestimmte Stimmungen, die ich ausdrücken möchte ...“. Lange Gesichter. Klaus Richter fuhr dazwischen: „Das gibt es“, ließ mich aber weiter reden.

Hatte es am Ende der vorigen Produktion eines „Radio DDR-Musikkclubs“ noch geheißen: „Bis zum nächsten Mal“, so sagte Klaus Richter jetzt: „Auf Wiedersehen. Alles Gute.“ Aber sein Gesicht sprach Bände. Von ihm wurde ich nie mehr zu einer Sendung eingeladen.

Glücklicherweise habe ich diese Rundfunk-Sendung aufgehoben.

Im Laufe der Jahrzehnte mit ihren historischen Umbrüchen seit 1989 hat sich zwar meine Meinung zu den politischen Verhältnissen in der ehemaligen DDR nicht geändert, aber wenn ich diese Sendung heute höre, versuche ich die Standpunkte und Äußerungen der damals Beteiligten so differenziert wie nur möglich zu analysieren. Heute verurteile ich niemanden aus der Gesprächsrunde. Damals wurde mir klar, ohne Zugeständnisse würde meine musikalische Laufbahn nicht mehr lange so verlaufen.

Für diese „Laufbahn“ war auch wichtig, daß ich 1980/81 in Warschau ein Zusatzstudium an der Musikakademie „Fryderyk Chopin“ absolvieren konnte. Mein Lehrer dort war der international bekannte polnische Komponist Tadeusz Baird. Das war auch deshalb von großer Bedeutung für mich, weil ich so vorläufig dem drohenden „Militärdienst“ bei der NVA entgehen konnte.

Ich konnte aber erst ab Mitte Oktober 1980 mein Studium in Warschau antreten, offenbar weil man im Kulturministerium überlegte, ob ich aufgrund der politischen Situation überhaupt nach Polen reisen dürfe. Normalerweise durften „DDR-Bürger“ nicht mehr

nach Polen – die polnische Gewerkschaftsbewegung „Solidarność“ hatte in der SED-Führung Alarm ausgelöst.

Ich denke, ich war einer von wenigen DDR-Studenten, denen es damals „erlaubt“ wurde, in Polen zu studieren. Mit Tadeusz Baird hatte ich auch eine Reihe interessanter Gespräche über die polnische Kultur- und Musikgeschichte, über den Papst Johannes Paul II. (den er persönlich schon längere Zeit kannte) und über die aktuelle politische Situation in Polen. Er stand natürlich auf der Seite von „Solidarność“ und bezeichnete die damaligen Vorgänge des Widerstandes der polnischen Bevölkerung gegen das post-stalinistische System als „große, vielleicht letzte Hoffnung“.

Als ich zwischendurch mal wieder in Berlin war, erreichte mich unerwartet ein Anruf aus dem Kulturministerium. Ich sollte schnellstmöglich zu einem „Gespräch“ kommen. Am nächsten Tag war ich dort im Büro. Eine anscheinend etwas höher gestellte Genossin begann mich nach der politischen Lage in Polen und meiner Meinung dazu zu „befragen“. Wie viele Studenten und Lehrkräfte an der Musikakademie Mitglieder von „Solidarność“ seien. Ich sagte nur: „Viele. Mehr weiß ich nicht.“ Ob die dort ein Büro hätten, und ob ich dort drin gewesen wäre. „Ja. Das haben sie. Aber ich war nie drin.“ (Stimmte sogar.) Ob Tadeusz Baird eine „sozialistische Weltanschauung“ hätte. Meine Antwort: „Wie viele ist er ein fortschrittlicher Künstler.“ Zweifelnde, forschende Blicke. „Wir sprechen nicht über Politik. Immer nur über Musik und Musikgeschichte.“ Immer noch unzufriedene, bohrende Blicke der Genossin. Sie sagte: „Und wie stehen Sie zu den konterrevolutionären Ereignissen dort? Wir denken, dort wird ein ‚roll back‘ des Sozialismus versucht.“ Wieder so eine abscheuliche Situation. Sollte ich wirklich sagen, was ich denke? Mein Studium, meine Arbeit wären sofort beendet. Wieder dachte ich: Fast alle lügen. Und: „Wer zuletzt lacht ...“. Mit mulmigem Gefühl sagte ich daher: „Ich glaube, das ist gefährlich. Die internationalen Spannungen könnten weiter wachsen. Die Kriegsgefahr könnte sich erhöhen.“ Pause. „Sie können also Ihr Studium in Warschau fortsetzen. Aber melden Sie sich weiterhin regelmäßig bei der DDR-Botschaft.“ Das mußte ich in der Tat *immer* vor meiner Reise nach Warschau, direkt nach der Ankunft („und wie lange bleiben Sie?“), vor meiner Abreise aus Warschau und nach der Ankunft in Berlin so tun. Und ich mußte beim Kulturattaché der DDR-Botschaft, Herrn Tönnies, vorstellig werden. Auch er fragte mich aus, bemerkte, „es kriselt hier ... Wir müssen immer wissen, wo sie sind, damit wir Sie im Ernstfall mit anderen DDR-Bürgern schnell ausfliegen können.“ Und: Ich solle an „FDJ-Versammlungen“ in Warschau teilnehmen. „Ab drei Mitgliedern sollte man Versammlungen durchführen.“ Gleich stellte er mir den zuständigen FDJler der Botschaft vor. Eine absurde Idee. Ich konnte glaubhaft darstellen, daß ich dazu leider „keine Zeit“ hätte. Arbeitsüberlastung, Komponieren, Klavier üben, Konzerte in der DDR und Ungarn, Unterricht bei Tadeusz Baird usw. Erstaunlicherweise akzeptierte Herr Tönnies das. Heute noch: Dankeschön! Nach längerer Überlegung erzählte ich Tadeusz Baird in Warschau davon, daß ich im Kulturministerium zu seiner „sozialistischen Weltanschauung“ befragt wurde, also daß er kurze Zeit später während einer geplanten DDR-Reise bespitzelt werden könnte.

Er reagierte empört, sagte: „Ich dachte, die Zeit des Stalinismus ist vorbei. Hier in Polen ist sie das. Aber in der DDR – ...Ich werde überlegen, ob ich nächste Woche zu meinen Aufführungen nach Ost-Berlin komme.“ Er kam nicht, sagte ganz kurzfristig seine Teilnahme ab.

Das war die Zeit, als ich mein erstes Auftragswerk für die „Deutsche Staatsoper“ in Berlin zu schreiben begann: „Nocturne für 14 Streicher“. Auch da habe ich jemandem zu danken: Horst Richter, damals Dramaturg an der Staatsoper und nicht weit von der

Rente entfernt. Ich hatte ihn erstmals bei einer Versammlung im Komponisten-Verband gesehen – ohne zu wissen, wer er war. Völlig undogmatisch und unideologisch – zumindest mir gegenüber – leitete er eine Auftragsvergabe in die Wege. Keine Rede von „sozialistischem Realismus“ und dergleichen, von „Förderung“, „Kulturpolitik“, der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“. Alles lief unkompliziert und seriös ab. Auch das gab es.

Aber nicht nur die Mitglieder der Staatskapelle Berlin spielten mein „Nocturne“, auch Studenten der Musikhochschule „Hanns Eisler“ unter Leitung des jungen Dirigenten Christian Ehwald. Denn es sollte ein Austauschkonzert der Hochschulen Wien und Berlin geben. Auf dem Programm standen unter anderem Beethovens Rondo in B-Dur für Klavier und Orchester (Solistin war die blutjunge Susanne Grützmann) und mein „Nocturne für 14 Streicher“.

In seinem Büro in der Staatsoper erzählte ich Horst Richter von dem Projekt. In meinem Beisein rief er unerwartet offenbar das Kulturministerium an und erklärte, daß er es wichtig fände, wenn ich als Komponist des „Nocturne“, das bei dem Austauschkonzert am 12. November in Wien gespielt wird, auch dabei bin. Reaktion: Man würde das prüfen. Meine Vorfreude und meine Aufregung waren gewaltig.

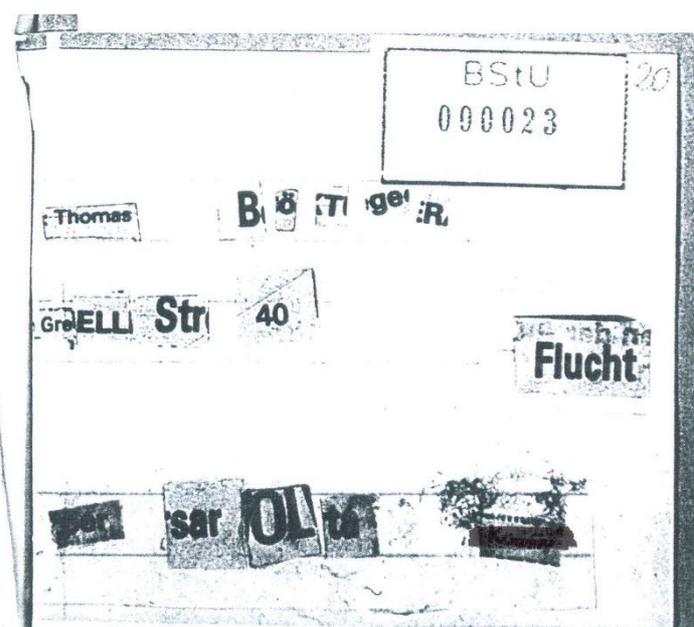
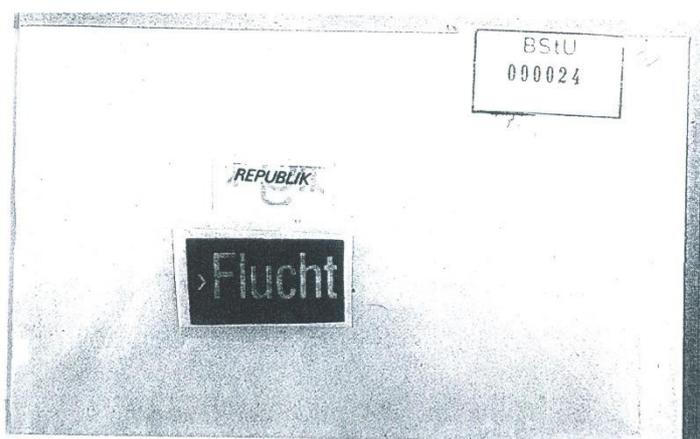
Um es wieder kurz zu sagen: Als einziger Beteiligter durfte ich nicht mit. Einen Tag vor dem Abflug erhielt ich durch Vera Reiner vom Musikrat der DDR telefonisch die Fast-Absage, am nächsten Tag die endgültige. Mein Reisepaß sei nun doch „nicht fertig“. So gesagt, war das gelogen. Wie ich später durch komplizierte Manöver herausfand, hatte mir das Innenministerium zunächst eine Erlaubnis erteilt (das Visum für Österreich war ebenfalls in meinem Paß), kurzfristig aber „ungültig“ gestempelt. Diesen Paß habe ich aufgehoben. Wahrscheinlich hatte mich jemand im letzten Moment denunziert oder nicht „die Verantwortung“ für mich übernommen.

Das war ein tiefer Einschnitt in meinem Leben. Alle Hoffnungen seit meiner Kindheit, irgendwann einmal „raus“ zu können, die Welt sehen zu können, waren geplatzt. Wenn ich mich so freimütig ausdrücken darf: Immer hatte ich mich „wie ein Stück Vieh“ gefühlt, eingesperrt wie in einem „Völkergefängnis“. Vielleicht nie würde ich die nahe Siegestsäule, den Kurfürstendamm, Paris, London, Wien, New York, Tokio sehen können. Ohne die Hilfe meiner Lebensgefährtin und meiner Familie hätte ich diesen Schock nicht überstanden, der einige Monate andauerte.

In Wien wurde von Dieter Zechlin auf Nachfrage, wo ich denn sei, behauptet, ich sei schwer an Erkältung mit hohem Fieber erkrankt. Meine ungarische Lebensgefährtin konnte ja nach Wien. Sie nahm die Aufführung im ORF-Sendesaal für mich auf. Sie war ein großer Erfolg. Eine winzige Spur Trost für mich. Für mich stand fest: Ich war jetzt auf der berühmten „schwarzen Liste“. Was sollte ich noch in der DDR? Antriebslos und an der Grenze zu starker Depression verbrachte ich die nächsten Monate. Zwar besuchte ich die Kurse für „elektronische Musik“ an der Akademie der Künste, wo ich als „Meisterschüler“ von 1981 bis 1983 ein Stipendium erhielt, komponierte aber kaum, hatte ganz gelegentlich ein paar Aufführungen meiner Musik, wirkte als Pianist in eigener Sache. Hätte ich mich bei den „zuständigen Organen“ empört – ich fürchtete mal wieder, dann wäre alles vorbei gewesen.

Daher machte ich einen zweiten Versuch: 1982 sollte ich bei den Bruckner-Festspielen in Linz als Pianist auftreten, einen ganzen Liederabend begleiten. Ich schöpfte etwas Hoffnung. In der „Künstleragentur“ der DDR unterschrieb ich den Vertrag. Sogar die Probezeiten in Linz und die Bereitstellung eines Steinway-Flügels waren Teil des Vertrages. Ein paar Wochen davor kam – wieder durch besagte Dame im Musikrat – die knallharte Absage. In ihrem Büro sagte sie mir mit unehrlichem Gesichtsausdruck: „Ich

verstehe das nicht. Vielleicht gibt es dunkle Punkte in ihrer Familiengeschichte?“ Jetzt war es also endgültig soweit: Die Fronten wurden klar. Jetzt hieß es, mich kleinlaut zu fügen oder andere Wege zu gehen. Durch meine Stasi-Akte sind mir die Vorgänge von 1982 etwas deutlicher geworden. Jemand hatte mich durch einen primitiven anonymen „Brief“ denunziert. Wie in einem Krimi (aufgeklebte Zeitungsbuchstaben) stand dort: „Thomas Böttger“, „Grellstr. 40“, „Flucht“, „Republik“ – „Flucht“. Und der Name meiner Lebensgefährtin. Außer meiner Familie hatte fast niemand von der versuchten Konzertreise nach Linz gewußt. Absichtlich hatte ich nichts erzählt. Nur zwei oder drei Personen im engeren Umfeld.



Anonymer Brief (1982). Umschlag und Brief.

Quelle: BStU-Kopie.

Seit Herbst 1975 besuchte uns der neue Freund meiner Mutter aus Hamburg fast jedes Wochenende. Meiner Erinnerung nach versuchte meine Mutter ab 1981 die „Erlaubnis“ der DDR-Behörden zu erhalten, ihn heiraten zu dürfen. Es gab noch kein Gesetz, das die Heirat von Paaren regelte, die aus beiden deutschen Staaten stammten. Es kamen nur Ablehnungen, teilweise Drohungen, wenn meine Mutter ins Büro ging, um persönlich nachzufragen: „Das ist Behinderung von Behördenarbeit!“, drohte jemand.

Da ihr zukünftiger Mann im deutsch-deutschen Handel tätig war, hatte er Kontakte zum ZK der SED, Abteilung Verkehr. Und als er im Frühsommer 1983 schwer erkrankte, erhielt meine Mutter durch „Fürsprache“ eines hohen Beamten aus jener „Abteilung“ ein Visum für die Bundesrepublik zur „mehrmaligen Ein- und Ausreise“. Es war zwar nicht so geplant, aber sie blieb sofort in Hamburg und heiratete dann ihren Freund Werner.

Nachdem ihr Visum abgelaufen war, überlegten meine Schwester Sabine und ich monatelang alle Konsequenzen eines „Ausreisantrages“. Meine Laufbahn würde in kurzer Zeit beendet sein. Das kam dann ab Dezember 1983 auch so. Nach wenigen Monaten war fast alles vorbei.

Im September 1983 dirigierte Heinz Rögner in der Nationalphilharmonie Warschau anlässlich des Festivals „Warschauer Herbst“ ein weiteres Werk von mir: „5 Rilke-Lieder für hohe Stimme und Orchester“. Aber da wußte ich schon, daß unsere Mutter nicht zurückkommen und als „republikflüchtig“ gelten würde. Ein „Ausreisantrag“ erschien meiner Schwester Sabine und mir als unausweichlich.

Für den 17. Oktober 1983 hatte mich Heinz Rögner zu sich nach Hause eingeladen. Freundlich begrüßte er mich in seinem Haus in Berlin-Pankow. Zunächst sprachen wir über „neue Musik“, speziell über meine. Er sagte: „Ich bin immer gerne bereit, mir ihre Partituren anzusehen und mich dafür einzusetzen.“ Und: „Sie sitzen als Komponist zwischen allen Stühlen – das ist schwierig.“ Ich versicherte ihm aber, ich wolle weiterhin keiner „arrivierten Technik“ folgen und mir als Komponist treu bleiben. Plötzlich nahm das Gespräch eine unerwartete Wendung. Er wolle etwas „Privates“ fragen: „Ich sah Sie im August abends im Restaurant im Palasthotel mit einem Herren...“ Ich war verblüfft. Dachte er, ich sei homosexuell? Mußte ich das beantworten? „Das ist ganz einfach“, sagte ich. „Das war mein Geburtstagsessen. Das war der Freund meiner Mutter aus Hamburg. Sie hat ihn inzwischen geheiratet. Lebt jetzt in Hamburg.“ „Das heißt, ihre Mutter kommt nicht zurück?“ „Nein. Ihr Visum ist abgelaufen. Sie bleibt dort.“ Schweigen. „Dann werden Sie wohl unterschreiben müssen, daß Sie den Kontakt mit ihr lebenslang abbrechen.“ Eine alpträumhafte Situation. „Entschuldigen Sie bitte, aber das werde ich nicht tun. Ich bin doch nicht im Kindergarten.“ Woher nahm ich bloß diesen Mut? „Das hätten Sie mir früher sagen können, Herr Böttger. Damit hat sich unser Gespräch erübrigt ... Ich hoffe: Wir werden uns noch grüßen.“ Ich sagte zu ihm: „Ich werde Sie grüßen.“ Er stand auf.

Das Wichtigste für mich dabei: Ich blieb ihm als Interpret meiner Werke für seine Hilfe dankbar. Als ich ihm nach zweieinhalb Jahren Ausreise-Wartezeit im Berliner Palasthotel wieder begegnete, saß er mit Frau und Tochter am Tisch. Ich begrüßte ihn, und er antwortete darauf. Nach ein paar Minuten sichtlich angespannter Überlegung stand er auf und kam auf mich zu. Da standen wir nun und guckten wie Vögel um uns, ob uns jemand hören könnte. Im Verlauf des etwa zweiminütigen Gesprächs wünschte er mir alles Gute für meinen hoffentlich baldigen Weg in den Westen, fragte nach meiner finanziellen Situation während meiner andauernden Ausreise-Wartezeit. Er hat also Rückgrat gezeigt in einer Zeit, als sich viele Bekannte und Kollegen ängstlich von mir abwandten – auch aus dem Komponistenverband und der Akademie der Künste. Ja – sie wechselten sogar die Straßenseite, wenn sie mich ankommen sahen. Schossen wie scheue Rehe in Konzertpausen davon, um ihren Saft an einem anderen Tisch zu trinken und streuten dann, ich sei schon „im Westen“. Als wäre man im Film. So lernt man die Menschen und ihre Charaktereigenschaften gut kennen...

Manche, von denen ich es nicht erwartet hätte, zeigten Rückgrat, zum Beispiel der Musikwissenschaftler Dr. Altmann (der mit mir „öffentlich“ redete), das Gitarristen-Ehepaar Barbara Richter und Dieter Rumstig (die mein „Duo für 2 Gitarren“ trotzdem für eine LP-Veröffentlichung vorschlugen: „Was Böttger privat macht, ist mir egal. Das Stück ist gut.“), und auch meine Kompositionslehrerin Ruth Zechlin und mein Klavierlehrer an der Hochschule, Dieter Brauer, die mich im Ernstfall finanziell unterstützen wollten. Aber ich hatte meist Verständnis für Bekannte von meiner Schwester Sabine und mir, die sich aus Angst nach unserem Ausreiseantrag lieber weitgehend zurückzogen.

Während unserer Ausreise-Wartezeit – es wurden schließlich circa drei Jahre – erlebten wir, was schon damals viele „DDR-Bürger“ erlebt hatten: Viel Überwachung (oft bewußt sichtbar gemacht), Drohungen, Erpressungsversuche durch die Stasi. Freunde wurden verhört (eine Freundin von mir verlor zeitweise ihre Arbeit als Chef-Sekretärin), Hausbewohner wurden „befragt“. Meine beruflichen Aktivitäten wurden auf fast Null gesetzt. Die Gesundheit von Sabine und mir hat in jenen Jahren durch all diese Vorgänge zeitweilig stark gelitten.

In ihrer Verzweiflung hat unsere Mutter dann von Hamburg aus mehrere Politiker schriftlich um Hilfe gebeten. Nur einer reagierte positiv: Der damalige bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß. Er versprach Hilfe und ließ als Kopie mehrere Schreiben beilegen, die an das Ministerium für innerdeutsche Beziehungen und an die Rechtsanwältin Schulenburg in Westberlin gerichtet waren. Diesen Vorgang erfuhren Sabine und ich sicherheitshalber über mehrere Ecken, und wir fühlten uns dann etwas geschützt. Angeblich waren wir 1985/86 mehrmals auf Bitt-Listen, die während der Leipziger Frühjahrs- und Herbstmessen an Honecker übergeben wurden.

Als ich etwa fünf Jahre alt war und meine „O-Tante“ mich in Neustrelitz betreute – es war die Zeit, als meine Eltern im Gefängnis waren – baute ich eine kleine Mauer aus Lego-Bausteinen, die ich als Geschenk von Verwandten aus der Bundesrepublik erhalten hatte. O-Tante sagte: „In Berlin hat man jetzt eine große Mauer gebaut, und niemand kann darüber.“ Meine kleine Mauer stand auf dem Boden. „Guck – ich kann“, sagte ich darauf und machte einen Schritt darüber. „Ich hoffe sehr, du kannst das eines Tages“, reagierte sie und lächelte.

Am 30. Oktober 1986 war es dann endlich soweit.

